



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Borchardt, Rudolf: Öffentlicher Geist

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Öffentlicher Geist

Don Rudolf Borchardt



Ich habe ein Mitgefühl mit dem Durchschnittsdeutschen: nicht mit dem freilich, der steht, wo gestürmt und gestorben wird und wo das deutsche Gesicht einen neuen, noch unbeschreiblichen Zuschnitt weltgeschichtlicher Endgültigkeit empfängt. Für diesen Deutschen habe ich eine ganze Anzahl von Gefühlen, die jetzt zu bezeichnen kein Anlaß besteht, nur nicht eben „Mitgefühl“. Auch geht mein Mitgefühl für den Durchschnittsdeutschen weder auf seine Magennöte, noch seine Beutelschmerzen, noch überhaupt auf seine Beziehungen zu der evangelischen Kategorie der Süßer, die Motten und der Rost fressen und die Diebe nach graben und stehlen: ich kenne ihn, und weiß wie er mit diesen Nöten, Schmerzen und Beziehungen fertig werden wird — es ist eine Frage von Zeit und von Mitteln, die er haben, die er finden wird, und sie stimmt mich nicht übermäßig neugierig. Neugierig aber, und mit einem Mitgefühl, in dem eine kleine traurige Bitterkeit und ein ganz winziges Gefühl des Lächelmüssens wider Willen sich zu Humor zusammenziehen, sehe ich dem Durchschnittsdeutschen in seinen politischen Nöten zu. Dem Deutschen, der sich plötzlich um öffentliche Dinge kümmern soll, die weder wirtschaftliche noch lokale sind: dem Durchschnittsdeutschen der Kriegsziele, der Weltprobleme, der Neuorientierung, der Freien Bahn, die keine Vizinalbahn ist, sondern jedem Tüchtigen gehören soll. Dieser Deutsche ist eine Märchenfigur und daher eine höchst reale, höchst lehrreiche Figur, in der ein tiefstes sittliches Problem steckt. Er ist der Unglückspeter aus dem Märchen von den „Drei Wünschen“, mit denen einer sich in die verwünschtesten Lagen hineingewünscht hat; aber er soll aussehen wie Hans im Glück. Er hat darüber zu entscheiden, wer unser Hauptfeind ist. Er hat das Auswärtige Amt und die diplomatische Karriere zu reformieren. Er soll freiherrlichen Geist in die Verwaltungen bringen, vermutlich aus jener Überfülle davon, über die er notorisch verfügt und die er in seinem Privatleben und seinen

eigenen Verwaltungen betätigt. Er hat sich über unsere künftigen außerpolitischen Bindungen schlüssig zu werden. Man erwartet von ihm bei den Friedensverhandlungen jenes bekannte gewichtige Wort, das er mit in die bekannte gewichtige Wagschale zu legen hat. Er soll sich durchsetzen und Hebel ansetzen. Und so ist er ein geplagter Mann. Ausschüsse streiten um seine Seele. Redner reißen ihn nach links und rechts. Er tagt, er telephonierte; er wird Mitunterzeichner. Er hat längst den Hut verloren, und wenn er sich den Kopf kratzt, so weiß er selber nicht, ob es aus Ratlosigkeit geschieht oder um zu sehen, ob nicht der Kopf inzwischen den Weg des Hutes gegangen ist. Er ist zu bedauern, nicht sehr, aber ein wenig, denn es wird ihm zwar zu helfen sein, aber es geschieht ihm vorläufig einmal Recht. Dieser Tag hatte für den Durchschnittsdeutschen früher oder später einmal kommen müssen, wie gewisse unangenehme Tage für denjenigen, der über seine Verhältnisse lebt, wie Enttäuschungen für den Vertrauensseligen und Rechnungen für den Schuldner.

Wofür soll der Deutsche sich plötzlich interessieren? Für öffentliche Angelegenheiten. Wovon ist der Deutsche hundert Jahre lang mit fliegenden Rockschößen davongerannt? Von öffentlichen Angelegenheiten. Er war durch Umstände, die ins historische Kolleg gehören und nicht hierher, zum Privatmann geworden, in aufgeklärten Despotien, kleinen Staaten, Reichsstädten, deren Staatsgeschäfte von Landesvätern, geheimbden Rats Collegien, Geschlechterregiment und Kabinetten besorgt wurden; er war es zufrieden, wenn er dabei leidlich ungeschoren blieb. Über Nacht erfuhr er an der Grenze, Staatsgeschäfte seien öffentliche Angelegenheiten und ihre Führung als ein Wie und als ein Wohin unterliege der öffentlichen Meinung. Er erfuhr von Parlament und Presse als Äußerungsformen dieser öffentlichen Meinung, von Verfassungen, aus denen die öffentlichen Angestellten bis zum Minister hinauf als Vertrauensmänner der Volksgesamtheit oder Volksmehrheit, ihr pflichtig und verantwortlich, hervorgingen. Zugleich erfuhr er, es gelte als reputierlich, diese Institutionen zu besitzen, als rückständig, das Recht auf sie nicht zu beanspruchen. Gründlich und entschlossen hat er diesen Anspruch, nach seiner Art erhoben, zäh und hart in einem blutigen Frühjahr ihn erfochten, und hat diese Institutionen längst bei sich eingeführt. Dann ist er wieder nach Hause gegangen. Er erzählt mit einer berechtigten Genugtuung, er habe nicht nur ein Parlament, sondern für sich allein mehr Parlamente als das übrige Europa zusammengenommen. Ebenso beinahe stehe es mit seinen Zeitungen. Er hat, in normalen Zeiten wenigstens, zwar nicht das freie Wort, denn diese heilige und großartige Himmelsgabe kann niemandem verklehen oder genommen werden, aber die Freiheit des freien Wortes. Mit den verantwortungsvollen Beamten allerdings hapert es schon eher, und keiner weiß recht warum. Immerhin, es ist an Formen des freien Zugriffs ins Öffentliche soviel vorhanden, die Tafel ist allem Anscheine nach so auskömmlich gedeckt, daß man sich gedrungen fühlt zu rufen: „Zugegriffen!“ Aber keiner greift zu. Die Stühle sind leer. Und wir sehen

im Hintergrunde eine Anzahl handfester Leute die widerstrebenden Gäste, eben den Durchschnittsdeutschen, an die Sitze zerran. Wir hören sein Entschuldigungsgeschrei: Er müsse nach Hause, seine Frau warte auf ihn. Er sitze lieber am eigenen Tische. Er habe sich den Magen verdorben. Er sei nicht standesgemäß angezogen. Er habe eine Scheu vor dem Offiziellen. Man ruft ihm mit Entsetzen zu, dies sei ja nichts Offizielles und Geheimes, sondern das Gegenteil davon, das Öffentliche, der freie Volksplatz, die Lichtbeschienene, unbefangene derbe breite und helle Volksgelegenheit, das einzige, wobei man wirklich „unter sich“ sei! Er stiert den Sprecher an wie wild; er fragt wütend, wer von beiden irrsinnig sei. Er kenne nur zweierlei, das Private und das Offizielle, und beides sei geheim. Er wisse, daß jetzt auch der Privatmann zum Offiziellen gehören solle, also beim Geheimen dabei sein, und er habe auch nichts dagegen, im Gegenteil, er müsse es sich nur noch überlegen. Von etwas Öffentlichem habe er noch nie gehört, außer in Redensarten.

Denn der Deutsche war, wie eben gesagt, nach Einführung aller jener Formen des Öffentlichen wieder nach Hause gegangen und geworden was er immer gewesen war, Privatmann in leidlichen Wohlfahrtsverhältnissen unter Obrigkeit, Pastor, Patronatsherren, Sachwaltern, mehr oder weniger erleuchteten Beamten, Regimentsständen, Kabinetten, Landesvätern, die die Staatsgeschäfte besorgten. Geändert hatte sich, daß nicht mehr alle oben genannte Obrigkeit ihm ernannt wurde, denn teilweise ernannte er sie sich selber und ging nach der Ernennung erleichtert nach Hause. Geändert hatten sich die Namen. Eine Anzahl der aus seinem neuen Rechte ernannten Geschäftsführer von Beruf hießen nun Abgeordnete, eine gewisse Art von uneingebundenem Buche, das der Deutsche las, hieß nun Zeitung. Sie wurde von einer neuen Kategorie von Geheimberuflern hergestellt, die man Journalisten oder Pressenänner nannte, und die anonym blieben, wie ein Verwaltungsbüro anonym bleibt: Unterschrift „Unleserlich“. Jeder hatte bei seinem Fach zu bleiben, und die Fächer waren geschlossen. Jeder hatte sein Fach gegen den Nichtfachmann, seine Zunft gegen den Nichtzünftigen zu verteidigen, wie solche Nationalheiligtümer des Privaten nur in Deutschland verteidigt werden können. Wenn die Welt, um mit Siebenmeilenstiefeln in die Geschichte marschieren zu können, neue Füße bekommen hatte, so brauchte man zwar neue Leisten und neue Schuster. Aber der neue Schuster hatte beim neuen Leisten zu bleiben, wie der alte beim alten. Und die rechte Hand hatte nicht zu wissen, was die linke tat. Und „was deines Amtes nicht ist, da lasse deinen Vorwitz“. Daß Staatsgeschäfte öffentliche Angelegenheiten sind, war vergessen. Es war auch äußerst unbequem, diesen Gedanken durchzudenken, denn er stimmte unruhig und tätig. Und man hatte ohnedies soviel zu tun, daß man seine Ruhe wollte.

So hat sich der Vordergrund des deutschen Lebens durch Jahre und Jahrzehnte mehr und mehr mit Attrappen des Öffentlichen angefüllt, während das eigentliche Dasein des Durchschnittsdeutschen nicht nur privat und geheim blieb,

sondern immer privater und geheimer wurde. Denn es ist psychologisch nur zu begreiflich, daß mit der Ausschcheidung des Bedürfnisses nach politischer Anteilnahme und seiner Detachierung auf neue feste Berufsordnungen das Verbleibende sich entlastet fühlte und in rückläufige Bewegung einschwenkte. Der private Mensch erweiterte sich zur privaten Klasse, das geheime Haus zum geheimen Kreise. Die Klassen und Kreise des deutschen inneren Lebens, jeder das eigene Geheimnis argwöhnisch hütend, alle bedacht, „unter sich“ zu bleiben, bauten sich unübersteigbar und unzugänglich gegeneinander aus. Die Betätigungsberufe des äußeren Lebens, Obrigkeit's-, Parlaments-, Zeitungs-, Regierungsgruppen, Beamtungen nach Bezügen und Berechtigungscheinen geordnet, starrten einander gewaffnet und drohend ins Gesicht. Jeder hatte gegen jeden den eigenen „offiziellen“ Ton; jeder hatte dem anderen zu imponieren und ihn wegzuschrecken. Wenn Deutschland aus Bauplätzen für die Weltgebäude der Zukunft bestand, was ich nicht diskutiere, so war doch indiskutabel, daß auf keinem dieser Bauplätze das Schild fehlte, das Unberufenen den Eingang verbot. Schon das Kind wurde darauf dressiert, daß es sein Ehrgeiz sein müsse, irgendwo „vom Bau“ zu sein. In anderen Völkern gab es leitende Männer, bei uns leitende Kreise. Es ist begreiflich, daß sie uns nirgendhin geleitet haben, denn Leiten ist Sache der Richtung und Richtung nicht Sache eines Kreises, sondern eines Punktes, einer Eins. Der Punkt ist am besten, wenn er die schärfste Spitze ist, ein Pfeil oder ein gereckter Zeigefinger wie bei Wegweisern. Niemand steckt, um den Weg nach Ludenwalde zu zeigen, eine Scheibe auf eine Stange neben den Chauffeegraben, oder ein Rad, dessen Speichen nach allen Winden weisen.

Aber ich will hier weder, wie der erschrockene Leser befürchten könnte, nach einem Bismarck rufen, noch mich über den Krieg verbreiten insofern als er dem Durchschnittsdeutschen gewisse Striche durch sein Weltbild gemacht hat. Ich begnüge mich damit festzustellen, daß mein Herr Mitbürger sich plötzlich vor die Staatsgeschäfte als öffentliche Angelegenheiten gestellt gesehen hat, und zwar durch die einfache Tatsache, daß Krieg und Kriegsbegleiterscheinungen seine Wohlfahrt zuerst störten und dann aufhoben, daß seine Unzufriedenheit nach der Ursache forschte, daß seine Forschung in ein unentwirrbares Labyrinth geriet. Er sah, daß von überallher seines Gleichen aus ihren Kreisen, Klassen, Gruppen und Fächern herausgelaufen kamen, daß alle Wissenschaften, die doch längst samt und sonders Geheimwissenschaften geworden waren, auf offenem Markte ratschlagten, daß Professoren sich plötzlich darauf besannen, daß sie öffentliche Professoren waren, daß Geheime Räte nicht mehr ganz geheim und Privatdozenten nicht mehr ganz privat vorgingen. Man weiß was drauf erfolgte. Der Durchschnittsdeutsche stellte fest, daß seine alten öffentlichen Angelegenheiten, deren Gestion er sich erkämpft und dann an die neuen politischen Berufsarten und deren Träger abgegeben hatte, in deren Händen geheim statt öffentlich geworden waren und vor allem, daß sie nicht gegangen

zu sein schienen wie sie sollten. Er wollte sie daher wieder an sich nehmen und sie zu öffentlichen machen. Er meinte das ginge schnell und leicht. Daß es in allen den Monaten nicht gegangen ist, schiebt er auf die ungeschickte Handhabung der Zensur. Er wollte Kriegsziele diskutieren, aber die Zensur gestattete keine Diskussion des Wohin? Er möchte entweder verhindern, daß die Federn verderben usw. oder daß ein neues Irland usw., aber die Zensur erstickt sein Wort. Er möchte den gegenwärtigen inneren Zustand politisch kritisieren, das heißt — denn er kennt keine andere politische Kategorie —, parteipolitisch, aber die ritterliche Zensur schützt die etwas ramponierte Jungfräulichkeit der Burgfriedensgöttin gegen parteipolitische Polemik; so kann der Deutsche auch das Was und Wie nicht erörtern. Alle Macht ist in den Händen der Machthaber. Aber darf man fragen, wie es mit der Diskussion des Woher bestellt ist? Sie ist ihm peinlich, denn das Woher ist sein eigener gestriger Tag, sein eigenes ganzes Leben. Da hülfte es plötzlich nichts mehr kleine Palliative vorausschlagen, wie die Erschließung der diplomatischen Karriere für die Bürgerlichen, das heißt die Vermehrung des diplomatisierenden Adels um seine bürgerlichen Assimilanten. Da hieße es das ganze Problem stellen und fragen, warum der Deutsche bisher keine öffentlichen Angelegenheiten gehabt und alles hat geschehen und hingehen lassen, was in seinen letzten Folgen ihn heut beschwert. Und da will der Deutsche lieber schnell nach Hause; oder er will den unbequemen Frager überhören und fortfahren über die Erstickung der öffentlichen Meinung zu klagen, Ausschüsse, Hauptfeinde, Sonderfriedensmöglichkeiten gegeneinander auszuwägen und auf den Tag zu harren, der die Volksstimme befreit. Daher mein Mitgefühl mit seinem Freunde, dem Durchschnittsdeutschen.

Ich bin sehr weit davon entfernt, und die Zeitschrift, bei der ich zu Gaste bin, schiene mir keineswegs der Ort, eine Lanze für die Zensur zu brechen. Ich wollte nur, ich könnte mit voller Aufrichtigkeit sagen, daß sie den öffentlichen Geist und seine politisch schöpferischen Kräfte im Volke dermaßen knebele, daß im Augenblicke, da die Knebel sich lösen, ein wahrer Sturm öffentlicher Gesinnung durch Deutschland brausen müsse, alles Mürbe vor sich her fegen, und frische wilde Luft an die Stelle der tausend Male hin und her geatmeten lagern. Ich wäre um eine große und herrliche Hoffnung reicher, wenn ich diesen Glauben mancher vortrefflichen Männer zu teilen vermöchte. Aber ich sehe nirgends öffentlichen Geist in der politischen Diskussion dieser Tage; ich sehe ihn so wenig, daß ich sein Fehlen unter uns gerade aus den Vorschlägen zu ersehen glaube, die in seinem Namen gemacht, in den Anklagen die unter Berufung auf ihn formuliert werden. Ich bin kein Freund weder der Zensur noch der Art in der sie vielfach gehandhabt worden ist. Aber ich bedauere, soweit ich sehe, ihr kein Verbrechen gegen das keimende Leben imputieren zu können. Ich habe ein wenig den Eindruck, als ob alle Gegner untereinander sich dupierten: Als ob die Zensur der Kritik des öffentlichen

Vorganges, die sich äußerst radikal vorkommt, den Gefallen erwiese, ihr das zu glauben, indem sie besonders drakonisch gegen die Kritiker vorgeht, so daß endlich das aufgeregte Publikum den Eindruck von Vorgängen da bekommt, wo in Wirklichkeit gar nichts vorgeht, als daß neue Flicker auf alte Kleider gesetzt werden und neuer Most in die alten mürben Schläuche fließt.

Wir hatten und wir haben keinen öffentlichen sondern einen geheimen Geist, keine öffentliche Meinung, sondern geheime und getuschelte Meinungen, und daher keine öffentlichen Angelegenheiten und keine öffentliche Gesellschaft. Stündlich ist zu lesen, die Politik sei in Deutschland eine Geheimwissenschaft geworden und müsse aufhören das zu sein. Nur die Politik? War nicht unsere Literatur eine Geheimliteratur und unsere Kunst eine Geheimkunst? Und lag nicht jede deutsche geistige und äußere Lebensbetätigung genau so drachenartig eifersüchtig, wie die Diplomatie auf den Geheimnissen ihrer Geschäftsführung, auf den Horten ihrer Privilegien? Nicht nur der Attaché war „vornehm“ sondern jeder „Betrieb“ und jedes „Etablissement“, der Empfangsherr in der Wäschekonfektion und die Baderstube. Nicht nur der Gesandte war „exklusiv“, sondern der Dichter X und die Frau des Rechtsanwaltes Y. „Hochmütig“ war ein bewundernder Superlativ geworden, statt die derbe Bezeichnung einer höchst vulgären Sünde, „verhalten“ zu sein ein Lobesprädicat, statt die Bezeichnung für einen sterilen und unschöpferischen Zustand. Wir sind mit den von den letzten dekrepiten Herrschaften abgelegten Kleidern auf dem Rücken auf der Suche nach neuen Volksrechten herumgelaufen, während wir uns eigentlich schon schämten das Wort Volk auszusprechen. Wir versahen das Wort Öffentlichkeit gewöhnlich mit dem Zusatz „laut“ um unser Naserümpfen darüber graphisch an den Mann zu bringen, und zu markieren zu welchen „Reisen“ wir zu „gehören“ wünschten. Wir hatten uns ein höchst unsinniges und antipathisches Ideal gebildet, in dem es weder Impulse noch Affekte geben durfte, und jedes liberale großherzige liebevolle und freundliche Element, das das schöpferische Wesen begleitet und auszeichnet, durch die affektierte Sachlichkeit, Härte und Kälte ersetzt war, durch die unbegabte Naturen sich eine Art Haltung geben; dies Ideal nannten wir germanisch und deutsch, während alle großen deutschen Volksmänner von Luther bis auf Bismarck und Bebel mit ihrer Fähigkeit zu lieben und zu hassen, mit ihren Flüssen, Tränen, Ausbrüchen, fixen Ideen, und dem mächtigen Reichtum ihrer seelischen Unbefangenheit die klägliche Puppe Lügen strafte.

Öffentliche Angelegenheiten sind Angelegenheiten eines ganzen Volkes und darum in einem gewissen Grade schon der Menschheit, öffentlicher Geist ist der Geist der sich mit einem ganzen Volke, und damit schon in gewissem Grade mit der Menschheit eines weiß. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß die großen Rechte der alten humanen Demokratie jedem Kannegießer und jedem Snob und jedem Rollenhascher sich ohne weiteres in die Hand bieten und daß er ernten könne, wo er weder gebüngt noch geackert noch gesät hat. Es

ist ein Irrtum zu glauben, wir könnten unsere realen Institutionen reformieren, ohne unsere Ideale umzustellen. Es ist ein Irrtum zu glauben, wir könnten bei diesen kümmerlichen Idealen und den kümmerlichen Gesellschaftsformen in denen sie sich ausgeprägt haben, verharren und gleichzeitig die Angelegenheiten des ganzen Volkes als unsere eigenen übernehmen, unsere eigenen so führen, daß sie an denen des ganzen Volkes eine Teilschaft beanspruchen können. Es ist der größte Irrtum zu glauben, man könne eine Sache betreiben ohne ihren Geist zu besitzen.

Öffentlicher Geist ist Geist des Mitlebens mit jedem öffentlichen Vorgang und der Verantwortung für ihn, die eine tätige Verantwortung ist und zum Handeln drängt. Öffentlicher Geist ist das lebendige Gefühl für den Zusammenhang jeder einzelnen Tätigkeit mit dem Ganzen des nationalen Vorganges und für die offenen Bezüge zwischen allen diesen Tätigkeiten. Ich bespreche ihn hier, weil die Umstände es mit sich bringen, mit Rücksicht auf seine politische Facette, die freilich die wichtigste ist, denn wir haben keine gute Politik, weil wir keinen öffentlichen Geist haben. Ich könnte ohne große Mühe nachweisen, daß wir kein gutes Theater und keinen guten Roman und keine gute Schule und keine gute Gesellschaft haben, weil wir keinen öffentlichen Geist haben, daß alle unsere gesellschaftlichen Institutionen, nicht eine einzige ausgenommen, durch diesen entscheidenden Fehler ihres Fundamentes das unwirksame und wesenlose erhalten, das ihnen alles feste Verhältnis zum Ganzen des Volkes benimmt, sie vereinzelt und erdrückt.

Aber ich entsinne mich zur rechten Zeit, daß wir im Kriege sind, und eine solche Erweiterung meines Gegenstandes in akademische Friedenthemate ausglitte. Oder vielleicht doch nicht? Wäre es nicht vielleicht, wenn wir den Kern des Schadens erkannt haben, niemals zu frühe, ihn mit der Schärfe und der Akzente, und sei es nur mit vollem grellem Lichte, anzugreifen? Wäre vielleicht gerade dieser kriegerische Moment der einzige, in dem wir unseren Freund, den Durchschnittsdeutschen, verwirrt und bewegt wie er gerade ist, fest und greifbar in der Kur hätten? Und ist nicht hier eine Möglichkeit, „Neuorientierungen“, freilich keine ihm genehmen, freilich keine sofort brillant wirkenden, zu erörtern und anzubahnen, in die keine Zensur hineinreden darf?

Wir scheint, ja, so ist es. Und darum wollen wir unseren Freund, den Durchschnittsdeutschen, alles Mitgefühl bei Seite setzend, jetzt eben fassen und festhalten, damit nicht eines Tages Friede ist, und er wieder nach Hause will. Nicht nach dem Kriege, sondern heute, sondern jede Stunde im Stillen, bereitet das künftige Deutschland sich vor. Es ist Kriegsarbeit, und keine geringe, ihm dabei zu helfen und es in das politische Leben hineinzuzwingen, von dem es immer wieder entläuft — auch heut im Grunde entlaufen möchte, trotz aller Heftigkeit seiner Worte und Geberden. Unser Freund möchte entstandene Fehler der Maschine abstellen, um sie neuen Maschinenwärtern zu übergeben und selber

in den geheimen Geist, die Ruhe, zurückzuführen. Wir wollen ihn dahin bringen einzusehen, daß der Fehler in ihm selber lag, und daß keine Maschine und kein Maschinenwart je taugen wird, wenn er nun nicht für immer im öffentlichen Geiste bleibt und im Kampfe.



Weltweizenversorgung im Wirtschaftsjahre 1916/17

Von Leonhard Neumann



ie Getreideversorgung der auf die Weizeneinfuhr angewiesenen drei feindlichen Westmächte, Großbritannien, Frankreich, Italien, war in den Wirtschaftsjahren 1914/15 und 1915/16 (1. August bis 31. Juli) nicht einen Augenblick gefährdet. Dagegen bildet jetzt mit Recht das Problem, ob die rechtzeitige und hinreichende Belieferung der drei Bedarfsländer im neuen Wirtschaftsjahre bis zum 31. Juli 1917 in Frage gestellt ist oder nicht, den Mittelpunkt der Erörterung in der feindlichen und neutralen Presse. Auch in Deutschland beschäftigen sich Theoretiker und Praktiker lebhaft mit dieser hochwichtigen Frage, die für den Kriegsausgang von entscheidendem Einfluß sein kann, wobei sich herausstellt, daß die ersteren die Wahrscheinlichkeit einer Aus Hungierung verneinen, wenn sie auch die Möglichkeit ernstlicher Schwierigkeiten zugeben. Die Praktiker dagegen glauben, aus den früheren Erfahrungen und ihren den neuesten Tatsachen zugrunde liegenden Berechnungen den Schluß ziehen zu dürfen, daß die Westmächte kaum in der Lage sein werden, genügenden Zusatzbedarf an Brotgetreide vom Auslande heranzuziehen.

In der „Germania“ vom 6. Dezember 1916 stellt Professor Freiherr von Waltershausen, Straßburg-Elsaß, bei Erörterung des Problems drei Fragen auf: erstens, ob in Europa ein Weizenmangel eintreten könnte, der die Ernährung der Bevölkerung gefährden wird, zweitens, welche politische Folgen der dauernd hohe Preis zeitigen wird, drittens, welches das Ergebnis für die Valutafrage in den betreffenden Einfuhrgebieten ist.

Um die letzte Frage vorweg zu nehmen, so ist es klar, daß sie mit der ersteren in innigstem Zusammenhange steht; wenn die Belieferung in der wünschenswerten Höhe kaum möglich ist — dieser Standpunkt wird im Nachfolgenden vertreten —, so wird eben die Verpflichtung und Zahlungsbilanz der betreffenden Einfuhrgebiete erheblich kleiner sein als in den beiden ersten Kriegsjahren. Im gegenteiligen Falle ist ohne Zweifel ein höchst nachteiliger Einfluß auf die Valuta des Importlandes unvermeidlich. Hinsichtlich der zweiten Frage stimme ich mit von Waltershausen dahin überein, daß der Einfluß Englands auf die Verbündeten und Neutralen in dem Maße wachsen wird, wie es imstande sein wird, deren Getreideversorgung sicherzustellen; andererseits, und dies